

Traurige Erinnerungen

Autor(en): **Roszella, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 25

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Er mußte an das Erlebnis unterm Tore denken und es innerlich verarbeiten.

Der Hansgirgl dachte an nichts.

Er aß ein Stück Brot und ein Stück Käse und etliche Blattl vom Rettich und fing die Reihenfolge wieder von vorne an.

Die beiden kannten einander so gut, daß ihnen das Beisammensein auch ohne Diskutieren genügte. Aber den Martl trieb es doch, sein Erlebnis zu erzählen; er stieß seinen Freund mit dem Ellenbogen an.

„Da Blenninga is heint unter de Breiß'n eini femma ... Mei Liaba, den hat's dawischt ...“

„Da Blenninga?“

„Ja.“

Martl trant.

Hansgirgl stützte das Messer auf den Tisch und schaute verloren vor sich hin.

Dann fragte er: „Was hat denn der Blenninga mit die Breiß'n z' toa?“

„Ja no ... A Summafrischla. Woacht scho, mit dera neumodisch'n Gaudi femman allerhand Leut' daher.“

„A so moanst? A Summafrischla?“

(Fortsetzung folgt.)

Traurige Erinnerungen.

Zur Erschießung Kaiser Maximilian von Mexiko
am 19. Juni 1867.

Als sich in der Konvention von London am 31. Oktober 1861 der religiöse Eifer der Königin Isabella von Spanien, die Neigung des französischen Kaisers, Napoleon III., für hochfliegende Pläne und der fanatische Ehr-



Kaiser Maximilian von Mexiko.

geiz seiner Gemahlin Eugenie sowie Englands unermüdlicher Tatendrang in dem Beschluß zusammenfanden, drei Geschwader nach Mexiko zu schicken, um dort (ähnlich, wie

heute in Schanghai) die Interessen der Fremden gegen die Gefahren der chaotischen Zustände im Lande zu schützen, da ahnte bereits das französische Volk und mit ihm die



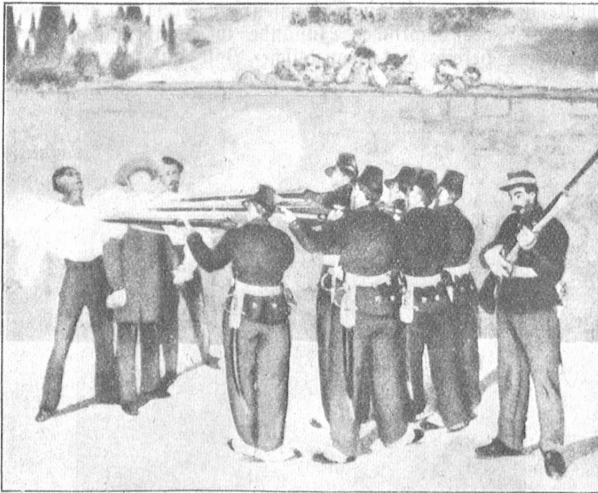
Kaiserin Charlotte von Mexiko.

nüchtern gebliebene übrige Welt den in dieser Expedition schlummernden Keim tragischer Ereignisse.

Mexiko war immer ein unruhiges Land und ist es geblieben. Damals, im Jahre 1861, hatte es seit seiner Loslösung von Spanien nicht weniger als neunmal die Regierung gewechselt, fünfzig Personen hatten sich innerhalb von 43 Jahren als Herrscher betätigt und nicht weniger als 300 Parteigänger-Erhebungen und Militär-Revolverien waren erfolgt. Das Ziel der Expedition war aber, das so unruhige Land durch eine besonders von der klerikalen Partei gewünschte Monarchie zu beglücken. Als Monarch war von vornherein Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich, der jüngere Bruder des regierenden Kaisers von Oesterreich, ausersehen, dessen treffliche Erziehung und vielseitigen Erfahrungen auf den Gebieten der Politik, Volkswirtschaft und Verwaltung ihn ebenso wie sein Tatendrang und seine Abenteuerlust für diese Mission als geeignet erscheinen ließen. Maximilian, dessen freisinnige Anschauungen ihn am Hofe und im eigenen Lande unbeliebt machten, erklärte sich also umso eher bereit, als er auch von seiner Gemahlin, Marie Charlotte, der Tochter der Königs Leopold von Belgien, hierin eifrig unterstützt wurde. Charlotte hatte ihrem Gemahl keine Kinder schenken können und versuchte also, ihm wenigstens Kameradin seiner ehrgeizigen Pläne zu sein.

Die vereinigten Truppen waren unter der Führung der Generale Forey und Bazaine dank der wirren Verhältnisse im Lande bald siegreich und so konnte Maximilian noch im Jahre 1863 den Thron besteigen.

Aber Maximilians vom besten Willen gelenkte Anstrengungen, die in der Verbesserung des Unterrichtswesens, einer neuen Gerichtsorganisation, der Sicherung der Straßen und der Besserung des Loses der sehr unterdrückten indianischen Bevoölkerung gipfelten, blieben angesichts der Leere der Kassen, der zerrütteten Verhältnisse und der fortgesetzten Bandenbildung erfolglos. Hinzu kam, daß sich die Vereinigten Staaten auf Grund der Monroe-Doktrin, die jegliche Einmischung europäischer Monarchen ausgeschaltet wissen



Die Erschießung Kaiser Maximilians von Mexiko am 19. Juni 1867.
Nach einem Gemälde von Edouard Manet in der Kunsthalle zu Mannheim.

will, gegen diese Pläne wandte. Dadurch eingeschüchtert, zog Napoleon die Truppen langsam zurück, und der selber nach der Macht strebende Bazaine war alles, nur kein Freund Maximilians. Schließlich wurde Maximilian, der sich nach der Festung Queretaro zurückgezogen hatte, und dort von dem mexikanischen General Porfirio Diaz, umzingelt wurde, von Oberst Miguel Lopez, einem seiner Getreuen, verraten, vor ein Kriegsgericht gestellt und zusammen mit den Generälen Miramon und Mejia am 19. Juni 1867 erschossen.

Charlotte, die seit ihrem vergeblichen Besuch bei Napoleon und beim Papst im Sommer 1866 trübe Tage in der Seeburg Miramare verlebte, wo sie sich dauernd von Mördern und Giftmischern umgeben glaubte, fiel auf die Nachricht von dem tragischen Ende ihres Gatten in Wahnsinn. Erst nach langen Unterhandlungen wurde die Leiche Maximilians ausgeliefert und von Admiral Tegetthoff in die Heimat gebracht. In Mexiko wurde Benito Juarez, Maximilians Gegenspieler, zum Präsidenten gewählt und blieb es bis zu seinem Tode. Sein übernächster Nachfolger wurde Porfirio Diaz. So endete eines der tragischsten Kapitel europäischer Expansionspolitik, dessen Folgen noch heute spürbar sind.

Dr. Leo Roszella.

Fünfuhr-See.

Von Edgar Chappuis.

Sonnengekühte große Terrasse am Strande mit weitem Blick auf die blauschimmernde Wasserfläche. Eine Menge weißlackierter Tische, an denen aneinandergedrängt Menschen sitzen und genießen.

Farbige Punkte: rot, lichtgrün, meerblau, gelb, rosa, lila. Damenkleider in buntem Wechsel. Dazwischen leuchtendes Weiß entblößter Arme und Schultern, tiefes Schwarz von Herrenanzügen, braun und gelb des Sportes, alles zu einer frohen lebensprühenden Farbensymphonie verbunden, die sich harmonisch in das Spiel der perlenden Klänge der Jazz-Kapelle einschmiegt, so dem Ganzen erst die rechte Note des festlichen Fünfuhr-Tees verleihend.

Man hat es sich bequem gemacht, lehnt sich wohligh in den weichen breiten Sesseln zurück, die Beine übereinandergeschlagen, den Blick sorglos und ausgeruht in die Ferne schweifend lassend. Dann heftet man ihn auf irgend einen interessanten Punkt, der die Aufmerksamkeit fesselt: Ein schlankes Frauenbein mit zierlicher Fessel in feinem Seidenstrumpf, eine schöngeformte Schulterlinie, ein weißer,

zarter Arm, dunkle, langbewimperte Augen, oder auch ein scharfgeschnittenes energisches Männerantlitz mit forschendem Blick, der abtastet, liebkost, ja langsam entkleidet. Und der Flirt geht durch die Tischreihen, man fängt abgerissene Sätze auf, funkelnde Blicke einladender Augen, eine kaum merkbare Handbewegung, die doch so viel zu sagen weiß.

Das Saxophon vorn bei der Musik schrillt und wimmert, lacht und gelst auf, ist Verückung und übersäumende Lebensfreude, redet von Genuß und heimlich verhaltener Leidenschaft.

In den Kristallfellen funkeln Vitore, in den durchsichtigen Porzellanfassen duften aromatischer Tee und heißer Mokka. Auch einige bürgerlich profane Biergläser lassen ihren Inhalt schäumen, und über alledem pridet die Musik lodend und einschmeichelnd, die Sinne verwirrend oder einlullend in süßes Träumen, in holde schillernde Bilder verlodender Schönheit.

Draußen vor der Terrasse plätschern die Wellen sanft an die Ufermauern, ein weißes Segel gleitet lautlos vorbei, die Rauchfahne eines Dampfers verschwindet am Horizont.

Die Luft ist warm und weich, die Stimmung gehoben. Man fühlt sich leben, fühlt sich mit dem allen verbunden und genießt die Stunde in ihrer ganzen Röstlichkeit.

Auf dem Perserteppich vor dem Musikpodium treten zwei zum Tanze an. Sie gerten schlant, blutjung, fast noch ein Kind, die moderne Linie durch zarten Flor kaum verhüllt, er lehnig, biegsam, hingebend an sie. Und nun gleiten sie weltvergessen dahin, Auge in Auge, enganeinandergeschmiegt, ein Leib, ein Gedanke. Man sieht zu, man lächelt, man klatscht.

Die Musik verstummt, der Tanz ist aus. Stimmengewirr hebt stärker an. Von der Wasserfläche weht es kühl, schöne Schultern und Arme vernehmen sich schauernd, Frauenhände flattern verstohlen nach Wange und Mund und legen etwas rot auf.

Man erhebt sich, verabschiedet sich, geht. Die Terrasse ist vereinsamt, und man hört nichts mehr als den lauten werdenden Gesang der Wellen und den Wind, der durch die Baumkronen rauscht.

Auf den Tischen stehen leere Flaschen und Gläser, halbgelernte Tassen, schmutzige Teller, ein wüster Ueberrest des Genossenen. Und wenn die dienstbaren Geister aufgeräumt, wenn alles still geworden, senkt sich der Abend über die Terrasse, die nun wieder zur Natur wird, die sie umgibt.

Ra-We-De-Bern.

Wenn man demnächst in den Zeitungen dieses Ra-We-De lesen wird, wird es nicht verwunderlich sein, wenn sich die Leute fragen, was das nun wieder sei. Ganz einfach ist es zu sagen: die Abkürzung für die Kunstseilbahn und Wellenbad Dählhölzli Bern A.-G.

In aller Stille, aber mit großer Arbeitsleistung ist diese A.-G. gegründet worden, die den Bernern eine seit Jahren gewünschte Anlage schaffen wird. Die Wiege des Unternehmens entstand im Wunsche, für Bern eine Kunstseilbahn großen Stils zu schaffen, wie solche in der Schweiz bis jetzt nur Zürich und Neuenburg aufzuweisen haben, Anlagen, die sich bis jetzt ganz hervorragend bewährt haben, denn nicht nur in Bern, auch anderwärts haben sich die natürlichen Eisbahnen nicht bewährt, da milde Winter im allgemeinen nur 10–20 sichere Eislaufstage gestatteten, — auf den Spritzeisbahnen, wie wir sie von den Tennisplätzen her kennen, kamen im Durchschnitt 30–40 Tage in Frage. Die Kunstseilbahnen aber können von Anfang November bis Ende März ohne Unterbruch betrieben werden und das ganz unabhängig von der Witterung. Das gibt natürlich dem Eislauffort einen gewaltigen Aufschwung, so daß man sagen kann, er könne zum Volkssport werden.